

Klein- und Großkumanien

Diese beiden von der Theiß getrennten Regionen werden von einem eigentümlichen Volksstamm den Kumanen bewohnt. Die Kumanen waren ein zur türkischen Sprachfamilie gehörendes Nomadenvolk, die am Ende des 10. Jahrhunderts in China nordwestlich von Peking lebten. Bereits am Anfang des zweiten Jahrtausends finden wir sie in Westsibirien. Zur Mitte des 11. Jahrhunderts wurden sie von hier, von den vordringenden Petschenegen westwärts gedrängt.

Ihre ersten kleineren Gruppen erreichten im 12. Jahrhundert Ungarn und wurden vom König Stefan II. aus dem Hause der Arpaden hier angesiedelt. Ihre in Moldawien lebende Gruppe hat von den vordringenden Mongolen im Jahre 1239 beim ungarischen König Béla IV. um Asyl angesucht. Der König hat sie in der Großen Ungarischen Tiefebene angesiedelt. Aber schon zwei Jahre später waren sie gezwungen vor den anstürmenden Mongolen in das Gebiet am Unterlauf der Donau auszuweichen. Nach dem Rückzug der Mongolen wurden die Kumanen im Jahre 1243 vom König Béla IV. wieder ins Land gerufen und da weite Gebiete des Landes von den Mongolen entvölkert wurden, wurden sie zum Teil in dem zwischen Donau und Theiß liegenden Gebiet, zu anderem Teil in dem zwischen den Flüssen Theiß – Temes – Maros und Körös liegendem Gebiet dessen östliche Grenze der Hortobágy– Fluss bildete angesiedelt.

Im Jahre 1279 schloss der ungarische König mit den Kumanen einen Vertrag, welcher ihnen Jahrhunderte hindurch in ihren Siedlungsgebieten eine gewisse Autonomie und andere Vorrechte sicherte. Die letzten Reste dieser Autonomie und der Vorrechte sind ihnen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten geblieben.

Nach der Schlacht bei Mohács in der Zeit der 150 Jahre währenden Türkenherrschaft kamen auch die von den Kumanen bewohnten Gebiete unter türkische Besatzung. Die damals blühenden kumanischen Ortschaften wurden zum Großteil verwüstet. Ihre Bewohner wurden entweder ermordet, als Sklaven in die Türkei verschleppt oder sie habe sich mit Hab und Gut in die unwegsamen Sumpfgebiete der Theiß und der anderen Flüsse zurückgezogen, wo sie Jahrzehnte lang lebten. An dieses Leben in den Sümpfen und Überschwemmungsgebieten erinnerte noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Lebensweise der so genannten "Wilden Hirten" (Silay pásztorok), die mit ihren wilden Pferden, Rinder und Sauherden das ganze Jahr hindurch in den Sumpfgebieten Großkumaniens lebten und hier sogar überwinterten. Nach der Regulierung dieser Flüsse trockneten ihre Au- und Sumpfgebiete, die bis dahin ein vorzügliches Weideland gewesen sind, rasch aus und mit dem Vordringen der Zivilisation, starben allmählich auch diese "Wilden Hirten" aus.

Da während der Türkenzeit mehr als 50% der ursprünglichen Bevölkerung der Kumanengebiete ausgerottet wurden, wurden hier im XVIII. Jahrhundert im Zuge der Wiederbesiedelung dieser Landstriche auch Leute aus anderen Teilen Ungarns, die nicht zu der kumanischen Volksgruppe gehörten, angesiedelt. Zwar hat sich die ursprüngliche kumanische Bevölkerung dieser Gebiete in den vergangenen zwei Jahrhunderten mit den Angehörigen anderer ungarischer Volksstämme vermischt, wurden von ihnen schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die alten kumanischen Traditionen sowie das Bewusstsein ihrer kumanischen Abstammung sehr gepflegt.

Die sprachliche Assimilation der Kumanen hat sich bereits bis zum Ende des 13. Jahrhunderts vollzogen. Sie haben die Sprache der umliegenden magyarischen Stämme angenommen, so dass heute nur noch einige in die tägliche Umgangssprache übernommene Wörter wie z.B. kalauz, kalóz, komondor als letzte Relikte ursprünglicher kumanischer Sprache uns erhalten geblieben sind.

Heute sprechen wir von zwei durch die Theiß voneinander getrennten kumanischen Regionen von Kleinkumanien und Großkumanien.

a) Kleinkumanien:

Kleinkumanien wird, die zwischen Donau und Theiß vom südlichen Vorfeld von Budapest bis zur Stadt Szeged sich diagonal durchziehende Großregion, genannt.

Das Gebiet bekam seinen Namen von den hier nach dem Mongoleneinfall, im Jahre 1243 angesiedelten Teil der Kumanen, bzw. von jenem autonomen Verwaltungsbezirk, der hier nach der Vertreibung der Türken unter dem Namen "Autonomer Bezirk der Jazigen und Kumanen" errichtet wurde und bis zum Jahre 1876 bestanden ist.

Da die ursprüngliche kumanische Bevölkerung dieses Gebietes während der 150-jährigen Türkenherrschaft zum Teil ausgerottet wurde, gab es hier am Anfang des XVIII. Jahrhunderts nur fünf größere kumanische Gemeinden Kiskunlacháza, Kunszentmiklós, Szabadszálás, Fülöpszállás und Kiakunhalas.

Die Kumanen sind schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts geschlossen zum Calvinismus (ev. Kirch H.B.) übergetreten und sind auch während der Türkenherrschaft und der Zeit der Gegenreformation ihrem Glauben treu geblieben.

Im Zuge der Wiederbesiedelung des Landes wurde die kumanische Restbevölkerung mit protestantischen (reformierten) Siedlern aus dem Komitat Baranya, sowie anderen Komitaten des östlichen Transdanubiens aufgefüllt. Aber auch aus der jenseits der Theiß

liegenden Region der Jazigen, kamen vorwiegend katholische Siedler hierher, die sich in den zwei späteren Großgemeinden Kiskunfélegyháza und Kiskundorzsma angesiedelt haben.

Besonders nach der Jazigen- Kumanen Redemption im Jahre 1745 haben sich ihre Siedlungen, die schon damals Marktflecken waren, rasch entwickelt. Die einzelnen Marktflecken haben sowohl große eigene als auch gepachtete Heideböden, die als Weideplätze dienten, gehabt. Das hat bei ihnen eine bedeutende extensive Viehwirtschaft ermöglicht. Später wurden diese großen Weideflächen durch die intensivere Landwirtschaft (Pflanzenbau) und Gartenkultur immer mehr besiedelt. Im Zuge dieser Besiedlung entwickelte sich eine besondere Form des landwirtschaftlichen Siedlungswesens, die so genannte *Einzelhofwirtschaft*. Die Einzelhofwirtschaften waren typische bäuerliche Steusiedlungen an der großen Ungarischen Tiefebene, die hottermäßig zu den einzelnen geschlossenen Ortschaften und Marktflecken dieser Region gehörten. Die Bauern haben nur vom Frühjahr bis Spätherbst mit ihren Familien und mit dem gesamten Vieh hier gelebt, den Winter verbrachten sie in ihren Winterquartieren in den geschlossenen Siedlungen.

Die bäuerliche Gesellschaft der Marktflecken wurde durch eine besondere Ordnung ihres Gemeindewesens, und durch eine, in zunehmendem Maße bürgerliche Kultur gekennzeichnet. Ihre bedeutenden Zentren waren die protestantischen Gemeinden Kiskunhalas und Kunszentmiklós, sowie die katholische Gemeinde Kiskunfélegyháza. Sprachlich gesehen entsprach die Mundart der protestantischen Gemeinde Kiskunfélegyháza. Sprachlich gesehen entsprach die Mundart der protestantischen Bevölkerung dem typischen Szegediner Dialekt, während die der katholischen Bevölkerung Elemente des Paloczendialektes aufweist und somit auf nordungarische Einschläge hindeutet.

Die Viehzucht in Kleinkumanien:

Nachdem die Kumanen im 13. Jahrhundert im Donau-Theiß-Zwischenstromland angesiedelt wurden, hat sich hier im großen Ausmaß eine auf Weidewirtschaft beruhende extensive Viehzucht entwickelt. Zwar sind die Kumanen im 14. Jahrhundert in ihren Dörfern zu denen ausgedehnte Weideflächen gehörten, sesshaft geworden, sind infolge der hier im 15. Jahrhundert einsetzende Verödung sowie durch die, im Zuge der Türkenherrschaft im 16/17. Jahrhundert erfolgte Verwüstung des Landes bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nur wenige bewohnte Orte übrig geblieben. Die Bewohner dieser Ortschaften, meistens reiche Bauernkapitalisten, haben die Weideflächen der verwüsteten Ortschaften in Pacht genommen und hier eine Viehzucht in Form der Heidewirtschaft entwickelt. Die bedeutendsten Orte der Viehzucht im 16/17. Jahrhundert waren die drei Städte Cegléd, Kecskemét, Nagykörös sowie die etwas weiter liegende Stadt Szeged.

In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde ein Großteil der Heideböden aufgeteilt und an Stelle der großen Weideflächen hat sich hier der Ackerbau und an manchen Orten sogar ein intensiver Garten-Weinbau entwickelt.

Die letzten Reste der alten Viehzucht sind bis in die neueste Zeit nur auf den Weideflächen mancher landwirtschaftlichen Großbetriebe sowie auf der heute noch im Besitz der Stadt Kecskemét befindlichen, inzwischen zum Naturschutzgebiet erklärten Bugacer Puszta (Bugaci Puszta) erhalten geblieben.

Im 16/17. Jahrhundert lag hier das Hauptgewicht der Viehzucht auf der Rinderzucht, aber im 18/19. Jahrhundert verlagerte es sich immer mehr auf die Schafzucht. Der Grund dafür waren die ständigen Reibereien zwischen den reichen Viehzüchtern und den mächtigen Viehhändlern.

Im 16. -18. Jahrhundert war die Viehzucht in Kleinkumanien ähnlich der in den jenseits der Theiß liegenden Gebieten. Die Sommer- und Winterstandorte der Herden waren getrennt. In den Winterquartieren wurde das Heu in so genannten Wintergärten gelagert und es wurden hier sowohl für das Vieh als auch für die Hirten feste Stallungen bzw. Wohnbauten errichtet. Diese Winterquartiere wurden ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer mehr zu agrarischen Gartenbauhöfen umgewandelt, wo der vorübergehend dort wohnende Gärtner (Meier Einzelhofbesitzer) im Winter das Vieh versorgte und immer Sommer die Feldarbeiten gemacht hat.

Die zuerst nur vorübergehend bewohnten Einzelhöfe sind im Unterschied von jenen in den Gebieten jenseits der Theiß ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zu von ihren Besitzern ständig bewohnten Farmhöfen umgewandelt geworden.

Aus der früheren Pusztaer Viehzucht ist eine nur in der unmittelbaren Umgebung des Wohnhauses betriebene Viehzucht geworden.

Auf den noch verbliebenen freien Weideflächen sind bereits im 18. Jahrhundert nur noch Relikte der einstigen freien Viehzucht geblieben, deren Hauptwesenszug das öftere sommerliche Standortwechsel gewesen ist.

Volkskunst:

Die geistige Volkskunst Kleinkumaniens ist sehr reich an Volksliedern, Volkstänzen und Balladen. Die Volkstänze die uns aus diesem Gebiet erhalten geblieben sind, sind zu überwiegendem Teil Hirtentänze, oder aus diesen Hirtentänzen sich entwickelte Soldatentänze, die so genannte Verbunk (mit der deutschen Werbung, Tänze die im 18. u. 19. Jahrhundert bei der Anwerbung der Soldaten von den Werbekorporalen getanzt wurden, um den jungen Burschen zu zeigen wie lustig das Soldatenleben ist). Zwei besonderes schöne Tänze, die uns bis heute erhalten geblieben sind, - beide eigentlich aus Kunszentmiklós, - sind der Kumanische Burschentanz, ein typischer Tanz der kleinkumanischen Schafhirten und der Kumanische Werbetanz (Kun Verbunk), ein typischer Soldatentanz, ein gebundener Rundtanz (ein Tanz mit fest aufeinander folgenden Elementen), der unter der Anleitung des ersten Tänzers (des früheren Werbekorporals) getanzt wird. Dieser Tanz ist ein typisches Beispiel dafür, dass die Volkskunst sich zwar für eine Region typisch entwickelt, sie aber nicht durch geografische Grenzen gebunden werden kann. Gewisse Elemente des kumanischen Werbetanzes finden wir nämlich in einem, ungefähr zur selben Zeit, aber räumlich in einer Ortschaft, die von Kleinkumanien fast 350 – 400 km entfernt liegt, entstandenen ähnlichen Werbetanz. Dieser Tanz stammt nämlich aus der, im Komitat Vas, in der Nähe der österreichisch-ungarischen Grenze liegenden Gemeinde Gencsapáti und ist unter dem Namen "Gencsi Verbunk" (Werbetanz aus Gencs) bekannt.

Einen breiten Raum in der geistigen Volkskunst Kleinkumaniens nehmen die Balladen ein. Den meisten Stoff für diese Balladen lieferten die Betyáren aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Das Betyáren- Wesen hat in dieser Zeit hier eine besondere Blüte erlebt. Warum eben Kleinkumanien ein bevorzugtes Aufenthaltsgebiet dieser Betyáren geworden ist, weil hier die zahlreichen Sanddünen einen idealen Schlupfwinkel für sie geboten haben, wo sie immer wieder den Panduren (Vorläufer der heutigen Gendarmen), den Ordnungshütern der Puszta entschlüpfen konnten. Auch die Hirten waren ihre Freunde und gewährten ihnen oft Unterschlupf.

Nicht immer waren diese Betyáren geborene Verbrecher. Manche von ihnen stammten aus guten Bauernfamilien. Viele von ihnen wurden durch die damaligen Verhältnisse in dieses Leben hineingedrängt. Vielfach waren es junge Burschen, die vor dem damaligen langjährigen Militärdienst in die Puszta geflohen sind. Sie zogen zwar das von den Panduren gejagte Leben in Freiheit dem 12-18 Jahren währenden Militärdienst des Kaisers, oft in den fernen Kronländern, vor. Der Militärdienst bedeutete damals meist den Abschied für immer von der Familie, von der Braut. Weil wenn ein verabschiedeter Soldat nach 20 oder mehr Jahren aus den fernen Ländern, wohin er durch die langjährigen Kriege verschlungen wurde, in die Heimat zurückkehrte, fand er niemand von seiner Familie vor. Die Braut hat längst einen anderen geheiratet, die Freunde und Bekannte waren ihnen längst entfremdet, die Eltern tot. In den meisten Fällen sind sie in der Heimat ewig Außenseiter geblieben, die mit vom Krieg und dem harten Soldatenleben ruinierten Gesundheit ihr Leben fristeten. Viele von ihnen, als sie sahen, dass die Heimat für sie für immer verloren gegangen ist, gingen zur Armee zurück, oder sie, die alten Wölfe des Krieges, wurden zu ruhelosen Wanderern und da war nur noch ein kleiner Schritt zu den Betyáren.

Nach dem die ungarische Honvédarmee, nach anderthalbjährigem Freiheitskampf im August 1849 bei Világos die Waffen niedergelegt hatte, wartete auf die Subalternenoffiziere und auf die Mannschaft als Strafe die Zwangsverpflichtung in das kaiserliche Heer. Um kein Unheil anrichten zu können, wurden diese zwangsverpflichteten Soldaten der Honvédarmee in weit entfernt liegende Garnison nach Italien, Böhmen oder Galizien gesteckt, wo sie einer noch härteren Disziplin unterworfen waren, als die normalen Soldaten des Kaisers.

Um dieser Zwangsverpflichtung zu entgehen, schlugen sich zahlreiche junge Männer in die Sanddünen Kleinkumanies. Dauernd von den Panduren gejagt, von den Hirten und Bayern der Einzelgehöfte versteckt, verrohten sie mit der Zeit. Sie waren sowieso schon Gesetzlose und es bedurfte nur noch einen kleinen Schritt um ein richtiger Betyár zu werden. Zu diesem Schritt kam es sehr leicht, das Pferd lahnte auf der ewigen Flucht, die Lebensmittel- und Geldvorräte gingen zur Neige. Ein Griff in ein fremdes Gestüt um das lahrende Pferd auszutauschen, in eine fremde Herde um die Lebensmittelvorräte zu ergänzen, oder in die Geldtasche der reichen Viehhändler und Marktfahrer, und der neue Betyár wurde geboren.

Es wäre aber falsch zu glauben, dass die Betyáren nur aus den Reihen der entlaufenen Soldaten Nachschub erhielten. Auch einst anständige Hirten konnten im Handumdrehen zu Betyáren werden. Eine kleine Unachtsamkeit, ein kurzes Nickerchen, und die von den reichen Bauern ihnen anvertraute Herde war um einiges Stück Vieh ärmer geworden.

Wo sind sie hingekommen, haben sie sich in den zahlreichen Dünen der Puszta verlaufen, wurden sie von Betyáren oder anderen Hirten, die unter ähnlichen Umständen ihr Vieh verloren haben, geklaut? Wer weiß? In den meisten Fällen konnte es nie geklärt werden. Entweder griff der betroffene Hirt zur Selbsthilfe und entwendete die fehlende Anzahl aus

einer fremden Herde, womit die erste Gesetzesübertretung begangen wurde, oder er sagte in seiner Verzweiflung seinen bisher anständigen Hirtenleben von Haus aus Ade und schlug sich zu den Betyáren. Ein gestempelter Mensch war er schon so und so. Konnte er nämlich seinen Brotgeber die Herde bei der jährlichen Abrechnung nicht fehlerlos zurückgeben, landete er sowieso im Gefängnis.

Die Hirten und armen Bauern waren ihre Freunde die ihnen Unterschlupf und Hilfe gewährten. Ihnen halfen die Betyáren, wenn sie in Not geraten sind. Die reichen Bauern, wenn sie klug genug waren, zahlten ihnen ihre Tribute, so wurden sie von ihnen in Ruhe gelassen und oft wurden ihre Herden von jenen, denen sie Tribut zahlten vor dem Zugriff fremder Betyáren geschützt. Aber auch so kam es oft zum Mord und Totschlag.

Am Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nahm das Betyáren-Unwesen in Kleinkumanien solche Ausmaße an, dass zu ihrer Bekämpfung ein eigener Regierungskommissar ernannt wurde, der in den folgenden Jahren mit drakonischer Härte durchgriff. Bei der Jagd auf die Betyáren, wurden die Panduren jetzt oft durch reguläre Militäreinheiten verstärkt. Diese drakonischen Maßnahmen blieben nicht ohne Folge. Zahlreiche Betyáren wurden eingefangen und landeten auf lange Jahre oder Jahrzehnte in das, damals berühmte, Csillag-Gefängnis (Stern-Gefängnis) von Szeged. Etliche von ihnen wurden hingerichtet. Die anderen waren oft, als sie endlich aus dem Gefängnis entlassen wurden, gebrochene alte Männer. Viele von ihnen sahen aber die Freiheit nie wieder. Andere ließen sich nicht so leicht gefangen nehmen. In einem Einzelgehöft oder in einer Csárda von den Panduren überrascht und umstellt, verteidigten sie sich bis zur letzten Patrone und starben im Kugelhagen der Panduren. So entvölkerten sich langsam die Sanddünen der Puszta Kleinkumanies von diesen verwegenen Gestalten. Das Volk aber, welches immer mit einer Furchgemischten Bewunderung zu ihnen hinaufblickte, besang ihr Leben, ihre Taten und ihren Tod in Volksliedern und Balladen.

Die materielle Volkskunst dieser Gegend ist ebenfalls sehr reich. Sie enthält sowohl Elemente der farbenfrohen Kunst der immer mehr zum städtischen Bürgertum neigenden reichen Bauern, als auch solche der Hirtenkunst. Bei der bäuerlichen Kunst seien hier nur unter anderen, die herrlichen Stickereien an Polstern, Tischtüchern, Bettlaken zu erwähnen. Auch ihre Tracht, besonders die Winterbekleidung, war reich an farbenfrohen Stickereien und Lederapplikationen. Die Frauen trugen im Winter kurze, bis zur Hüfte reichende, reich bestickte Pelzjacken, die Männer den langen, fast bis zum Boden reichenden, runden, ärmellosen Schafspelz, den so genannten "suba", welcher am unteren Saum und an den Schulterteilen mit färbiger Lederstickerei verziert war.

Ihrem Reichtum entsprechend war auch ihre Hausrat prunkvoll. Hier sind besonders die mit Blumenornamenten bemalten Truhen, Schränke und Sessel zu erwähnen, aber auch solche

Gegenstände wie die aus Holz geschnitzte Figur, die "Kiskun madonna", eine Marienfigur mit dem Jesuskind, die auch in anderen Gegenden Ungarns in ähnlicher Ausführung zu finden ist, aber hier von heimischen Bauernkünstlern nach eigenem Geschmack umgemodelt wurde. Auch das mit speziellem Ledergeflecht "sallang" versehene Pferdegeschirr dieser Bauern zeugt ihrem Reichtum und Schönheitssinn.

Wesentliche Elemente der Hirtenkunst sind die reich bestickten, aus einem gelblich-weißen Spezialtuch gefertigten Mäntel der Pferde- und Rinderhirten, der so genannte "cifra szür". Außer diesem aber zeugen viele von den Hirten selbst hergestellte mit Schnitzereien und Horn Gravouren versehene Gebrauchsgegenstände, wie Salzfässer, Horntiegel für Heilsalben, Drink-Pulver- und Hirtenhörner, Hirtenstöcke, die kunstvoll selbst geflochtenen langen Lederpeitschen, von dem natürlichen Schönheitssinn dieser über das ganze Jahr hindurch in der Puszta lebenden Menschen.

b) Großkumanien:

Großkumanien (Nagykunság) wird das jenseits der Theiß, zwischen dem Mittellauf derselben und dem Hortobagy-Fluß, liegende Gebiet genannt. Ihren Namen bekam diese Region von den, nach dem Mongolensturm von König Béla IV. hier angesiedelten Kumanen, sowie von dem, im Jahre 1745 errichtete Jazigen-Kumanen Dreier-Bezirk, welcher eigentlich ein mit besonderen Vorrechten ausgestattetes, autonomes Verwaltungsgebiet gewesen ist.

Die von König Béla IV. hier angesiedelten Kumanen dürften ein ziemlich großer Volksstamm gewesen sein, da die zeitgenössischen Dokumente von 40.000 hier angesiedelten Familien berichten. Ihr Gebiet war aber damals größer als die heutige Region Großkumanien, weil es bis an die Flussgebiete der Temes, Maros und Körös reichte.

Die hier angesiedelten Kumanen waren Nomadenviehzüchter, die mit ihren Herden von Weideplatz zu Weideplatz gezogen sind. Infolge der großen Überschwemmung der unregulierten Flüsse, sind hier ausgedehnte Aulandschaften mit satten Wiesen entstanden, die erstklassige Weiden gewesen sind. Aber schon bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts hat sich die Lebensweise der Kumanen grundlegend geändert. Sie haben die ungarische Sprache angenommen und wurden in diesen drei Jahrhunderten ein integrierter Bestandteil des ungarischen Volkes. Aus den Nomadenviehzüchtern wurden sesshafte Bauern mit zahlreichen blühenden agrarischen Dörfern und Markgemeinden.

Bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts ist die damalige Region Großkumanien von den Türken verhältnismäßig in Ruhe gelassen worden. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben sich in diesem Gebiet auch Flüchtlinge aus Südungarn angesiedelt, so dass sich die ursprüngliche kumanische Bevölkerung mit diesen Bevölkerungselementen vermischt hat.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts haben die türkischen Gruppen auch diese jenseits der Theiß liegenden Gebiete erreicht und verwüstet. Die einst blühenden Dörfer und Gemeinden wurden niedergebrannt, jene Teile der Bevölkerung, die nicht niedergemetzelt oder als Sklaven verschleppt wurden, haben sich mit ihrem Hab und Gut in die unwegsamen Sümpfe der Überschwemmungsgebiete zurückgezogen. Das Schilf und der Auwald verdeckten ihre Sumpfsiedlungen, die nur auf Schleichwegen, Sumpfpfaden, aber vielfach auch nur mit Booten von der Außenwelt zu erreichen waren, vor unliebsamen Besuchern. Hier im Sumpf war an die Landwirtschaft nicht zu denken. Was blieb, war die Viehzucht auf den Wiesen der Sumpfinsel. So erfolgte bis Mitte des 17. Jahrhunderts eine nochmalige berufliche Umstrukturierung der Bevölkerung. Ein Relikt aus dieser Zeit waren die bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hier erhalten gebliebenen, so genannten "Wilden Hirten".

Nach der Vertreibung der Türken wurden im Jahre 1702 von der kaiserlichen Kammer die gesamten Kumanen- und Jazigen-Gebiete an den Deutschen Ritterorden verpfändet.

Dadurch wurde die wirtschaftliche Wiederbelebung des Landes für längere Zeit behindert. Nach der Jazigen-Kumanen Redemption und nach der gleichzeitigen Aufstellung des mit besonderen Vorrechten ausgestatteten Jazigen-Kumanen Dreier-Bezirks, als autonomes Verwaltungsgebiet, hat sich das Wirtschaftsleben rasch normalisiert. Jetzt haben die Überlebenden aus der türkischen Verwüstung einen Nutzen gezogen. Dadurch, dass viele Gemeinden von den Türken ganz vernichtet worden sind, wurden die Sumpfgebiete und Aulandschaften, die als Weidefläche für die Viehzucht besonders geeignet waren, für diejenigen Gemeinden, die noch erhalten geblieben sind, größer. So konnte hier eine extensive Viehzucht in großem Ausmaß von diesen Gemeinden betrieben werden. Auch die Entwicklung der reichen Marktflecken hat sich beschleunigt. Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren die von reformierter Bevölkerung bewohnten Gemeinden Karcag, Kisújszálás Kunhegyes, Kunmadaras, Turkeve und die von römisch katholischen Siedlern bewohnte Gemeinde Kunszentmárton, die Hauptsiedlungen Großkumanien.

In den letzten hundert Jahren wurde Großkumanien durch eine entwickelte, mit den Nachbarregionen Jazygien und dem Haiduckenland verwandte, bäuerliche Kultur, gekennzeichnet. Die Wirtschaft der Region wurde infolge der Flussregulierungen und der Urbarmachung der großen Weideflächen durch starke Entwicklung der Einzelgehöfte, durch den ausgedehnten Weizen- und Maisanbau sowieso durch eine Intensivierung der Viehzucht (Stallwirtschaft) gekennzeichnet.

Die Viehzucht in Großkumanien:

In der Region Großkumanien wurde, wie schon erwähnt, das bis Anfang des 16. Jahrhunderts entwickelte, dichte Siedlungsnetz im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts von den Türken zerstört. So entstanden hier wiederum große Freiräume und da die Felder der zerstörten Ortschaften von niemanden bearbeitet wurden, große zusammenhängende Weideflächen. Diese Weideflächen wurden von den Bauern der übrig gebliebenen Siedlungen in Pacht genommen und es hat sich hier ab dem 16. Jahrhundert eine, charakteristische Merkmale aufweisende Viehzucht entwickelt. Eines der charakteristischen Merkmale dieser Viehzucht war, dass die gesamte Landwirtschaft sich innerhalb der eigenen Grenzen der Städte, in der Form einer Feldgemeinschaft abgespielt hat. Unmittelbar neben der Stadt lag der innere Weidegürtel. Von hier kehrte das Zug- und Melkvieh täglich in die um die Innenstadt liegenden, so genannten Quartiergärten nach Hause. Diese Quartiergärten waren die externen landwirtschaftlichen Betriebsstätten der städtischen Wohnhäuser der Bauern. Auf dem weiter entfernt liegenden äußeren Weidegürtel der Stadt sowie auf den von diesen gepachteten Weiden wurde eine extensive, durch Abtrieb

gekennzeichnete Viehzucht (man könnte sagen Wanderviehzucht, das Vieh wurde, wenn der eine Platz abgeweidet war, einfach weitergetrieben) betrieben. Diese beschränkte sich im 16. und 17. Jahrhundert nur auf die Rinderzucht, zu der seit Anfang des 19. Jahrhunderts auch die Pferdezucht und die Schafszucht hinzugekommen sind. Die Viehhaltung und die Weidebenützung wurde durch den Hirtenverband sowie durch die Statuten der Städte geregelt. Als Relikte dieser früheren Feldgemeinschaft sind die unteilbaren gemeinsamen Weiden in den meisten Städten bis 1945 erhalten geblieben.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte die Regelung der Viehhaltung und der Weidebenützung durch die Kompossessorate, sowie durch die einzelnen privaten landwirtschaftlichen Betreibe untereinander. Diese Form der Viehzucht weist im nördlichen Teil der jenseits der Theiß liegenden Gebiete viele Ähnlichkeiten mit der Viehzucht der Stadt Debrecen und der Haiducken-Städte auf, da seit dem 17. Jahrhundert die Hirten überall ungehindert Arbeit annehmen konnten.

Ein wesentliches Merkmal der Viehzucht Großkumaniens ist, dass die Sommerweiden und die Winterquartiere des Viehs erst im 18. Jahrhundert getrennt wurden. Bis dahin hat jeder reiche Viehzüchter, seine in getrennten eigenen Rudeln weidenden Viehherden, mit auf seinen gepachteten Wiesen gemähem Heu in freien Winterquartieren überwintern lassen. Seit dem 18. Jahrhundert dienten die, um die Stadt liegenden Ackerbauflächen, als Winterquartier für die Herde und als Winterfutter wurde das durch den Getreidebau gewonnene Stroh und später die getrockneten Maisstängel verwendet. Für das im Freien überwinternde Vieh wurden aus Schilf oder Stroh Hecken, halbgedeckte Windschirme, und Schafhürden errichtet. Ab dem 19. Jahrhundert wurden die aus den Quartiergärten ausgesiedelten Zug- und Melktiere in eigenen, heizbaren Ställen überwintert. Die Hirtenorganisation war bereits im 18. Jahrhundert sehr differenziert. Man unterschied schon damals zwischen Gemeindehirten, Hirten der Bauern und freie für Konvention arbeitenden Hirten; nach dem Weidesystem, wurden die Hirten nach solchen des inneren und des äußeren Weidegürtels unterschieden. Nach ihrer beruflichen Stellung waren sie eingeteilt in Schäfermeister, Enk usw.

Eine allgemeine, streng hierarchische Einteilung der Hirten in 4 große Klassen gab es nach der Art ihrer Herden. An der Spitze dieser Hierarchie stand der Pferdehirt (csikós), gefolgt von dem Rinderhirten (gulyás), dem Schafhirten (juhász) und an letzter Stelle vom Schweinehirten (kanász). Sie unterschieden sich bereits in ihrer Kleidung voneinander. Der Pferdehirt als Angehöriger der obersten Hirtenkaste hatte die reichste Stickerei auf seinem Hirtenmantel, Szür, die Stickerei der anderen Kasten, war je nach ihrer Rangordnung immer einfacher. Die Schafhirten trugen vielfach statt dem Hirtenmantel den fast bis zum Boden reichenden runden Schafspelz, den "suba", und zwar im Sommer mit dem Pelz nach außen um Kühle zu spenden und im Winter oder bei Regen mit dem Pelz nach innen. Aber auch die

Feder an ihren Hüten waren ein Unterscheidungsmerkmal. Wehe dem Hirten, der eine seiner Kaste nicht geziemende Kleidung oder Feder trug. Die Pferde- und Rinderhirten waren beritten, das Reittier des Schafhirten war der Esel. Der Schweinehirt ging zu Fuß.

Eine besondere Stellung unter den Hirten Großkumaniens nahmen die so genannten "Wilden Hirten" ein, jene Hirten, die über das ganze Jahr hindurch mit ihren Herden an den entlegensten Weiden, in den schwerzugänglichen Sumpfsümpfen gelebt haben. Oft haben diese Hirten lange Jahre ohne menschliche Behausung im Sommer und Winter auf freiem Feld, nur durch eine Schilfwand vor dem ärgsten Wind geschützt, zugebracht. Sie waren eingefleischte Junggesellen, da keine Frau und keine Familie dieses harte Leben in den Sümpfen und Aulandschaften ertragen hätte. Während bei den anderen Hirten dieser Beruf vielfach vom Vater auf den Sohn weitervererbt wurde, gab es bei den "Wilden Hirten" keine Erbfolge. Der "Wilde Hirt" wurde nicht geboren, er wurde dazu durch sich selbst. Hat einer jemanden im Streit erschlagen, ist einem der Militärdienst zu lang geworden und ist er deshalb von der Armee desertiert, oder ist er sonst mit dem Gesetz in Konflikt geraten, flüchtete er in das unwegsame Sumpfgebiet zu den "Wilden Hirten". Er wurde von ihnen hilfreich aufgenommen und geschützt und so wurde er selbst zum Wilden Hirten. Das Gesetz und die Macht seiner Vertreter, der Panduren, Gendarmen und Polizeikommissare hörten am Rande des Sumpfes auf. Hat sich einer von ihnen im Zuge einer Verfolgung dorthin hineingewagt ist er lebend von dort nicht mehr herausgekommen.

Obwohl diese "Wilden Hirten" meistens die Ausgestoßenen der Menschheit waren, haben sie nie einen Menschen beraubt oder getötet, wenn jemand mit gutem Willen zu ihnen gekommen ist. Es wäre aber falsch zu behaupten, dass alle "Wilden Hirten" Gesetzlose gewesen sind, vielfach waren es sogar Söhne namhafter Hirtengeschlechter, die sich im Winter in der Stadt oder in den festen Winterquartieren einfach nicht wohlfühlt haben.

Der ständige Kampf mit dem unberechenbaren Wetter, den Räubern und den die Herde umlauernden Dampfwölfen machte aus ihnen mit der Zeit wilde, verwegene Gesellen, die weder Gott noch den Teufel fürchteten. Ihre Lebensweise und ihre Nahrung war äußerst primitiv, Brot z.B. sahen sie Wochen-Monate lang nicht; sie ersetzten es mit den mehligem Knollen des Rohrkolbens.

Ihre Bekleidung war ebenso primitiv wie ihr ganzes Leben. Sie bestand aus einem nicht einmal bis zum Nabel reichendem kurzen Hemd mit weiten Ärmeln. Ihre Haut auf dem Bauch und auf dem Rücken wurde durch Sonne, Wind und Kälte gegerbt, - aus einer bis zu den Waden reichenden halbweiten Leinenhose, die im Winter mit einem Lederriemen unten zugebunden wurde-, ihre Fußbekleidung bestand aus selbsthergestelltem Fell-Riemenschuhen. Ihre Oberbekleidung war der Rückenpelz. Ihr wichtigstes Bekleidungsstück war aber der von den Schafhirten aus 12-24 Stücken genähte ärmellose, runde Schafspelz.

Das Leinenhemd und die Leinenhose haben sie schon vor dem ersten Anziehen in mit Asche vermischter Schafmilch eingeweicht und nachher mit Speck blankgewischt, damit sie wasserdicht und frei von Ungeziefer sein sollen. Ihre Haare haben sie in mehreren, vom Fett triefenden Zöpfen getragen.

Die "Wilden Hirten" konnten sowohl Pferde, wie auch Rinder- Schaf- oder Schweinehirten sein. Die verwegenen unter ihnen waren die Schweinehirten. Die von ihnen gehütete Schweinerasse, konnte keineswegs als Hausschwein bezeichnet werden, sie waren eher gezähmte Wildschweine, die man nur mit dem Gewehr erlegen konnte.

Da die Weideflächen auf den Sumpfinseln oft nicht einmal auf den Sumpfpfaden erreicht werden konnten, wurde die Herde hier von der einen Wiese zur anderen mit Booten und Flößen übersetzt.

Die "Wilden Hirten" beschäftigten sich nicht nur mit der Viehzucht, sie waren auch Fischer und sie handelten auch mit diversen Federn, wie Reiherfedern usw., die von den Hirten und jungen Bauern gerne gekauft wurden.

Zum Schluß noch ein Wort über die in Großkumanien gezüchteten Rassen. Die Pferde waren meistens ungarische Warmblüter und in den frei überwinternden Gestüten die halbwilden Bauernpferde. Bei den Rindern waren die weißen ungarischen Pusztarinder in der Überzahl. Bei den Schafen überwogen die, für die Puszta typischen Racka-Schafe. Bei den Schweinen waren zuerst die obgenannten halbwilden Schweine, später die Mangalica-Schweine.

Die Volkskunst Großkumaniens:

Sowohl bei der geistigen als auch bei der materiellen Volkskunst dieser Region müssen wir zwischen jenen der in den Städten und geschlossenen Siedlungen lebenden reicheren Bauern und denen der jahraus jahrein im Freien auf den Weiden lebenden Hirten unterscheiden. So zeugt z.B. ein uns erhalten gebliebener, historischer Gesang, der im Jahre 1698 sogar in Druck erschienen ist, eine Art historische Ballade über die Verwüstung der Stadt und Umgebung von Karcag-Ujszállaás durch die Türken von einer auf hohem Niveau stehenden, fast schon städtisch-bürgerlichen, bäuerlichen Kultur. Aber auch die zahlreichen im Volksmund lebenden, mit historischen Ereignissen aus der Türken- und Kurucenzeit, aus dem Freiheitskampf 1848/49 in Verbindung stehenden Erzählungen, sind gewiss nicht in der Puszta, da sie von diese Städte betreffenden Ereignissen erzählen. Während ein altes Volkslied aus dieser Region, in dem sich ein Hirt darüber beklagt, dass infolge einer langen Trockenperiode aus dem See das Wasser und das Schilf auf den

Weiden der Sumpfwiesen das Gras ausgetrocknet ist, deshalb das Vieh traurig den Hirten anschaut, der Hirt aber in einem stillen Gebet den Herrgott um einen leisen Regen und wieder um satte Weiden für das Vieh bittet, entstammt sicherlich aus dem Hirtenmilieu.

Neben den Hirtenliedern, Liebesliedern, den Betyáren-Liedern, den zu diversen festlichen Anlässen gesungenen Liedern, nahm auch in der Volksdichtung dieser Region das Militärleben und hier besonders die Werbung (Verbunk) einen bedeutenden Platz ein, da die Werbekorporale des Kaisers doch über 150 Jahre hindurch, durch das Land gezogen sind um den ständigen großen Bedarf des Reiches an Soldaten auch aus der Jugend dieser Region zu decken. So ein schönes Werbelied ist aus der Gemeinde Kunhegyes uns erhalten geblieben.

Ebenso reich wie die geistige, war auch die materielle Volkskunst Großkumaniens. Zahlreiche schön gestickte Pölster, Bettlaken, Tischtücher zeugen vom Schönheitssinn der in den geschlossenen Siedlungen, aber auch in den Einzelgehöften in festen Bauten lebenden bäuerlichen Bevölkerung. Die Tracht der Mädchen war ähnlich der, der städtischen Bürger der benachbarten Regionen.

Während die Mädchen ihr Haar in einem langen geflochtenen Zopf trugen, in den sie bunte Bänder geflochten haben, trugen die Frauen ihre Haare in einem Knoten aufgesteckt. In den Knoten stecken sie wunderbar geschnitzte Hornkämme.

Die Bekleidung der Frauen bestand aus einem dunkelblauen oder schwarzen Rock und aus einer, aus demselben Stoff genähten Bluse. Im Gegensatz zu diesem dunklen Untergrund war ihre Oberbekleidung umso farbiger. Im Sommer trugen sie einen ärmellosen Tuchmantel im Husarenschnitt, welcher mit bunten Tuchapplikationen verziert war, im Winter dagegen einen kurzen braunen Pelzmantel, der mit bunten Stickereien versehen war.

Die Fußbekleidung der Frauen war der schwarze Stiefel, früher mit seitengenähtem, in den späteren Zeiten mit hintengenähtem Schaft. Ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts aber trugen sie ähnlich der städtischen Bürgerfrauen in zunehmendem Maße auch Schuhe.

Die Tracht der Bauern in den Städten und Gemeinden bestand im Winter aus einer früheren blauen und seit dem Ende des XIX. Jahrhunderts schwarzen engen Tuchhose. Die Hose war vorne an den Oberschenkeln und an den Seitennähten mit einer schwarzen Schnurverzierung versehen. Zu der Hose trugen sie einen aus demselben Stoff gefertigten eng anliegenden, kurzen Stoffmantel im Schnitt des Husarenpelzes. Darüber trugen sie den hellbraunen runden, fast bis zum Boden reichenden Schafspelz, der am unteren Saum und an den Schulterteilen ähnlich den Schafspelzen in Kleinkumanien mit bunter Stickerei versehen war. Als Kopfbedeckung diente ihnen eine spitze Pelzmütze, die "kucsma". Ihre Fußbekleidung waren im Sommer, wie im Winter, die schwarzen Stiefel.

Im Sommer trugen sie, ähnlich den Hirten, das weiße Leinenhemd mit weiten Ärmeln und die weiße breite Leinenhose "gatya". Über das Hemd trugen sie früher eine blaue, später

schwarze, ärmellose eng anliegende Tuchweste mit runden Silberknöpfen. Als Kopfbedeckung trugen sie den breitkrämpigen Hut. Zur Oberbekleidung diente ihnen im Sommer der gelblichweiße, reich bestickte Tuchmantel der Hirten, der szür, der vorne oben mit einem reich bestickten Lederriemen zusammengehalten wurde.

Ihre Möbel waren reich bemalt, wobei sie was die Musterelemente anbelangt, von den benachbarten Regionen Jazygien und Haiduckenland stark beeinflusst wurde.

Ähnlich der Region Kleinkumanien war das Pferdegeschirr der reichen Bauern mit schönen Ledergeflechten verziert, die aber hier eine andere Form aufwiesen.

Anders entwickelte sich die materielle Volkskunst der Hirten. Die Tracht der Hirten war, wie ich schon erwähnte, entsprechend ihrer hierarchischen Einteilung in Pferde-Rinder-Schaf- und Schweinehirten verschieden. Diese Verschiedenheit zeigte sich in erster Linie in der reichen und minderreichen Stickerei ihrer aus gelblichweißem Tuch gefertigten Hirtenmäntel und an den, auf der linken Seite ihrer breitkrämpigen Hüte getragenen Reiher- Trappen- und Kranichen. Während die Pferde und Rinderhirten, die beritten waren, Stiefel als Fußbekleidung trugen, war diese der Schaf- und Schweinehirten der Riemenschuh.

Während die Pferdehirten das weitärmelige Hemd und die weite Hose aus blauen Leinen gefertigt trugen, waren die selben Bekleidungsstücke der anderen Hirten aus weißen Leinen, wobei die Arbeitshemden- und Hosen mit Fett wasserdicht gemacht wurden. Ihre täglichen Gebrauchsgegenstände haben sie reich verziert. Dazu gehörten die schönen ledernen Tabakbeutel, mit reicher, farbiger Stickerei, sowie das damit zusammen an einen verzierten Lederriemen hängende Pfeifenbesteck.

Zu erwähnen sind auch hier ihre schön geschnitzten, mit Kupfer und Zinn eingelegten Hirtenstöcke und Peitschenstiele, die aus Horn gefertigten, und schön geschnitzten Salzfüßer und Tiegel für diverse Heilsalben, die schön geschnitzten kurzen und langen Hirtenpfeifen, die Trink- und Hirtenhörner.

In dem unwegsamen Sumpfgelände, auf den großen Weiden hat sich das Vieh leicht verlaufen. Um das verlaufene Vieh leichter zu finden, verwendeten die Hirten verschiedene Glocken, die auf schönen, verzierten Lederriemen, mit breiten kupfernen Schnallen um den Hals des Tieres gelegt wurden. Die Glocken der Pferde hatten einen hellen Klang, die der Rinder einen dumpfen dunklen Klang, die Schafe aber bekamen kleine runde Schellen.

Das 20. Jahrhundert und die Zivilisation haben aber auch in Klein- und Großkumanien ihr Werk getan. Mit der Regulierung der Flüsse verschwanden die Flußlandschaften, die satten großen Weideflächen, die großen Herden und die verwegenen Hirten. Mit 1945 verschwanden auch die reichen Bauern der kumanischen Städte und Gemeinden.

Ihre Grundbesitze wurden verstaatlicht oder in die landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften eingegliedert. Nur wenige von ihnen blieben noch als Arbeiter dieser

Produktionsgenossenschaften zu Hause, die jüngeren Jahrgänge die Nachfahren der schmucken Bauernmädchen und Bauernburschen arbeiten schon in den Städten in anderen Berufen. Relikte aus dieser bunten aber auch harten Zeit finden wir meistens nur noch an alten Bildern, in den Museen und selten auf den Dachböden der wenigen noch erhaltenen Bauernhäuser.